

nalisation der Armenpflege weichen. Nach der Reichsgründung wurde die Armenkommission dann endgültig der Stadtverwaltung unterstellt. Angesichts einer angespannten Haushaltslage wurde sie von Magistrat und Stadtverordneten immer wieder in ihren Entscheidungsspielräumen eingeengt. Mit der Kommunalisierung der Armenkommission gewannen langsam städtische Beamte das entscheidende Gewicht im Gremium, während das bürgerliche Honoratiorientum das Interesse an dieser Tätigkeit für das öffentliche Wohl zunehmend verlor. Im Mittelstand hingegen galt ein Ehrenamt in der Wohlfahrt nicht selten als Möglichkeit des sozialen Aufstiegs, so daß sich die Armenpfleger vor allem aus dieser Schicht rekrutierten. Mit der offiziellen Einführung des Elberfelder Systems in Münster 1894 erfuhr die katholische Laienkaritas eine zusätzliche Aufwertung. Vor allem der Vinzenz-Josephs-Verein nahm zu diesem Zeitpunkt eine dominierende Stellung im Fürsorgewesen Münsters ein, das sich dafür auch die Kritik anderer liberal-bürgerlich geprägter Städte gefallen lassen mußte.

Küsters Studie arbeitet die skizzierten Entwicklungen im Detail ebenso wie in den großen Linien korrekt und stets sorgfältig differenzierend heraus. Vielleicht hätte man sich die Darstellung gelegentlich etwas lebensnaher, weniger auf die Verwaltung als auf ihre Klientel konzentriert vorstellen können, aber das ist freilich in erster Linie ein Quellenproblem. Seine Quellen, die Protokolle der Armenkommissionen genauso wie zeitgenössische Publikationen, wertet der Autor umsichtig aus. Mit Blick auf Forschungsstand und -diskussion werden Deutungsmuster wie das Sozialdisziplinierungskonzept kritisch hinterfragt. Die breite Auswertung der Literatur nutzt der Verfasser außerdem, um Münster immer wieder mit anderen Kommunen zu vergleichen. Damit liegt eine Studie vor, die nicht nur einen wichtigen Bereich der Münsteraner Lokalgeschichte erhellt, sondern auch für die weitere Diskussion über die Armenpolitik im 19. Jahrhundert von großem Wert sein wird.

*Ulrike Haerendel, Speyer*

Dominique Puenzieux/Brigitte Ruckstuhl, *Medizin, Moral und Sexualität. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Syphilis und Gonorrhöe in Zürich 1870-1920*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 335 S., 49 Abb., kart., 54 DM.

Moral und Sexualität bildeten seit jeher ein dominantes Begriffspaar, wenn es galt, über Geschlechtskrankheiten zu diskutieren. Insbesondere die Syphilis wurde als eine Krankheit angesehen, der – trotz ihres tatsächlichen Verlaufs – immer auch ein Hauch des verklärten Abenteuers anhing. Ein Wandel in dieser Einschätzung setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, als den Geschlechtskrankheiten ein neuer Stellenwert zugesprochen wurde. Es entbrannten öffentliche Auseinandersetzungen über die Gefahren freizügiger Sexualität, die insbesondere die soziale Dimension der Geschlechtskrankheiten in den Mittelpunkt rückten. Dies animierte zwangsläufig die Ärzteschaft und vor allem die bürgerlichen Fürsorgevereine, sich in die Diskussion einzuschalten und mit der als Keim der Ansteckung angesehenen Prostitution auch die männliche und weibliche Sexualmoral zu thematisieren. Hierbei handelt es sich um ein in verschiedenen Ländern Westeuropas vergleichbares Phänomen. Dennoch mangelt es bislang an detaillierten historischen Untersuchungen, in denen die jeweiligen Entwicklungslinien für einzelne Städte bzw. Regionen nachgezeichnet werden. Dies haben Dominique Puenzieux und Brigitte Ruckstuhl in ihrer hier anzuzeigenden Dissertation in vorbildlicher Form durchgeführt. Am Fallbeispiel Zürich wird dabei exemplarisch gezeigt, »wie Präventionspolitik in ein Werte- und Normensystem eingebettet ist« (S. 9). Des öfteren verweisen die Autorinnen, ohne direkte Analogien herzustellen, auf den Bezug des Themas zur Gegenwart (Stich-

wort: Aids) und auf die auch in der postmodernen Gesellschaft mit der Rede über Geschlechtskrankheiten verbundene Ausprägung von Metaphern und Interpretationen, die weit über die eigentliche Bekämpfung der Krankheiten hinausgehe.

Nach einer ideengeschichtlichen Einführung zur »Konstruktion von Sexualität und Krankheit« und einem sehr kurz gehaltenen Blick auf den Forschungsstand wird das Thema immer wieder in den Einleitungen der einzelnen Kapitel in die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommende internationale Debatte über Geschlechtskrankheiten eingebettet. In der anschließenden Fallanalyse werden die verschiedenen Zürcher Handlungsträger und deren Wertevorstellungen detailliert untersucht. Gegen die Bordelle und die stigmatisierten und als Krankheitsüberträger angesehenen Prostituierten entwickelte sich auch in Zürich eine Vereinskultur, die als Transmissionsriemen bürgerlicher Werte- und Verhaltensnormen ihre Vorstellungen über Prostitution und Sexualität fixierte. Hierbei arbeiten Puenzieux/Ruckstuhl explizit die unterschiedlichen Interessen der Ärzteschaft und der Sittlichkeitsvereine heraus. Dabei interessieren besonders die internen Debatten in den Vereinen bzw. zwischen Männervereinen und der bürgerlichen Frauenbewegung. Abseits der in der Diskussion immanent vorhandenen moralischen Kategorie erreichten es die Frauenvereine, die unterschiedliche Sexualmoral von Männern und Frauen zum öffentlichen Thema zu erheben.

Wie auch im überregionalen Kontext, so erfolgte auch in Zürich erst um die Jahrhundertwende ein strukturelles Umdenken: Nach den internationalen Konferenzen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Brüssel 1898 und 1902 konzentrierten sich auch hier die vielseitigen Aktivitäten auf die Prävention. Neuer Ansatzpunkt war die massenwirksame Aufklärung durch Broschüren, Zeitungsartikel und Vorträge, die insbesondere durch die Sittlichkeitsvereine unterstützt wurde. »Da im Verständnis der Sittlichkeitsvereine eine sexuelle Gefahr gleichbedeutend mit abweichendem sexuellem Verhalten war, ging es primär um die Einforderung der Norm: Sexualität nur in der Ehe respektive Sexualabstinenz außerhalb der Ehe.« (S. 133) Selbstverständlich bedrohte der mangelnde Realitätsbezug dieses Konzeptes die Wirksamkeit der Aufklärung. Die Zeitgenossen, die Geschlechtskrankheiten als »Strafe für sündige Lust« (S. 258) interpretierten, und selbst die heftig diskutierten volkswirtschaftlichen Folgen der Krankheiten vermochten dieses Bild über lange Zeit hinweg nicht zu verändern.

Die Diskussion über Geschlechtskrankheiten gewann seit der Jahrhundertwende immer eindeutiger eine sozialhygienische Ausrichtung, die nicht mehr die Krankheiten, sondern die »Krankheitsträger« und deren sozialen und gesellschaftlichen Hintergrund thematisierte. So mußte dann auch während des Ersten Weltkrieges dem Militär besondere Aufmerksamkeit zukommen, da die Soldaten als besonders gefährdete Klientel galten. »Der Erste Weltkrieg, der die Schweizer Armee zu Maßnahmen gegen Geschlechtskrankheiten gezwungen hatte, führte auch in der Zivilbevölkerung zu einer intensiveren Beschäftigung mit diesen Krankheiten. Er löste eine Dynamik aus, die dem Diskurs eine neue Stoßrichtung gab.« (S. 232) Die öffentliche Anzeige von Geschlechtskrankheiten wurde hierdurch zum Thema; zugleich verdrängte eine neue Generation von Ärzten den Einfluß der Sittlichkeitsvereine. Ausdruck fand dieses Bestreben u. a. in der Gründung der »Gesellschaft zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten« 1918, deren Arbeit die Autorinnen auch daraufhin untersuchen, wie sich während des Krieges Sprache und Metaphorik im Umgang mit Geschlechtskrankheiten geändert hatten. »Die Begriffe Krieg und Nation wurden mit Sexualität und Krankheit zu einem bedrohlichen Bild verwoben.« (S. 232)

Die Fallstudie liefert wichtige Erkenntnisse zur Geschichte der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Zürich und trägt durch die detaillierte Analyse ihren Teil dazu bei, dringend nötige Vergleichsstudien zwischen einzelnen europäischen Ländern voranzutreiben, denn nur bei genauer Kenntnis der regionalen Entwicklungslinien ist die

übergreifende Vergleichsanalyse sinnvoll. Darüber hinaus liefert die Studie, wie es der Klappentext treffend umschreibt, wirklich ein Stück »spannende Medizin-, Geschlechter- und Sozialgeschichte«.

*Wolfgang Woelk, Düsseldorf*

Dominik Groß, Die schwierige Professionalisierung der deutschen Zahnärzteschaft (1867–1919), Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main etc. 1994, 515 S., brosch., 138 DM.

Die Professionalisierung der Medizin und der Mediziner ist in den letzten Jahren u. a. durch Huerkamp, Spree, Frevert oder Sander überzeugend untersucht worden. Die Zahnärzte wurden in diesen Untersuchungen nicht berücksichtigt. Das erklärt sich wohl nicht zuletzt aus deren geringer Zahl. So gab es 1858 in ganz Preußen lediglich 103 Zahnärzte. Auch wurde diese Gruppe nicht der allgemeinen Ärzteschaft zugerechnet, sondern als eine separate Gruppe betrachtet, die sich in einer ganz besonders schlechten Ausgangslage befand. Thema der vorliegenden Arbeit ist das schließlich erfolgreiche Bemühen der Zahnärzte, trotz aller Widrigkeiten auch ihrer Berufsgruppe allmählich ein größeres Ansehen zu verschaffen und diese zu »professionalisieren«. Noch 1838 wurde selbst dem Berliner Hofzahnarzt der angestrebte Titel eines Hofrats verweigert, da die Zahnärzte – so der zuständige Minister – nun einmal neben den Hebammen den letzten Rang unter den Heilpersonen im Staat einnahmen. Bei »ihrem bescheidenen Wissen und Wirken« sei dies nur angemessen (S. 48). Die handwerkliche Prägung der zahnärztlichen Arbeit blieb auch in den folgenden Jahrzehnten bestehen. Sie erschwerte alle Bemühungen der Zahnärzte um Ansehen und besonderen Status und führte dazu, daß eine Vielzahl anderer Personen in der Zahnheilkunde tätig war. Diese sog. Zahnkünstler konnten sich bis in die Weimarer Republik hinein behaupten, da ihre Fertigkeiten oftmals denen der Zahnärzte nicht nachstanden. Sie wurden deshalb auch von den Krankenkassen anerkannt, zumal ihre Dienste preiswerter waren. Allmählich gelang es jedoch, die Position der Zahnärzte zu verbessern. Dazu trugen entscheidend die Mechanismen bei, die diese Entwicklung auch bei den anderen Ärzten vorantrieben: zunehmende Organisierung, Aufbau eines Verbandswesens und einer Fachpresse, Initiativen gegen nichtapprobierte Konkurrenten, Akademisierung des Berufes, Verwissenschaftlichung der Ausbildung und staatliche Privilegierung. Diese Prozesse werden in der Arbeit gründlich untersucht und dargestellt, wobei der Verfasser den Eigenstrategien der Zahnärzte besonders großes Gewicht einräumt. Hinzu kam die Entwicklung der Zahnkunde zur Wissenschaft, zu der interessanterweise frei praktizierende Zahnärzte aus Amerika einen großen Beitrag leisteten, indem sie die in den USA erreichten Standards auch in Deutschland einführten.

Der Zugang von Frauen zum Beruf des Zahnarztes wurde demgegenüber als Störung der ohnehin mühsamen Selbstbehauptung angesehen und – wie allgemein üblich – lange abgeblockt. 1914 gab es gerade 66 Zahnärztinnen im Deutschen Reich und 138 Studentinnen dieser Fachrichtung. Auf längere Sicht jedoch – so Groß – habe der Zugang von Frauen den Berufs des Zahnarztes erheblich aufgewertet. »Vermeintlich weibliche ›Tugenden‹ – wie etwa die seelische Betreuung kleiner oder ängstlicher Patienten und die Betonung ästhetischer Belange« seien in den Vordergrund getreten. So sei das alte Bild des lediglich manuell geschickten Zahnarztes, der eher einem Handwerker glich, ersetzt worden durch das einer »ganzheitlichen und damit mehr medizinischen Tätigkeit« (S. 353). So haben also auch die Zahnärzte von der Emanzipation der Frauen profitiert. Das sei ihnen gegönnt, wenngleich sie es offensichtlich nicht verdient haben. Überhaupt